

Villa in Köln

In historischem Gewand

Architekt:

Uwe Bernd Friedemann, Köln

Bauleitung:

Michael Könighausen, Köln

Er habe sich da einmal etwas Persönliches geleistet, meinte der Bauherr, als er bei einem Kölner von seinem neuen alten Haus erzählte. Zunächst hatte der Auftrag beim Architekten nicht sonderlich viel Interesse geweckt, da er annahm, es handle sich um einen reinen Dachausbau – Dachausbau, das machen andere –, doch die Aufgabe ging weit darüber hinaus und führte zu seinem ersten selbständigen Umbau, dem Umbau einer Villa. Das 1913/14 gebaute Haus, das inmitten einer geschlossenen Villenkolonie steht, sollte zeitgemäße, optimal nutzbare Wohnräume für eine aus zwei Paaren bestehende Wohngemeinschaft bieten.

Da die Innenräume keinerlei historisch wertvolle Substanz boten, wurde das Gebäude bis auf die tragenden Wände entkernt. Ein detailgenau präsentierter Entwurf für ein Tonnendach, nicht unähnlich Nouveaux Opérahaus in Lyon, wurde vom Stadtkonservator vom Tisch gefegt – die Auflagen des Denkmalschutzes sahen die Wiederherstellung des Mansarddachs vor, das nach dem Krieg durch ein Walmdach ersetzt worden war. Von außen hat die Villa damit ihre ursprüngliche Kubatur zurückerhalten, wengleich sich der Gestus, mit dem das Haus im Stadtraum in Erscheinung tritt, verschoben hat. Der Vorgarten ist einer Kiesfläche gewichen, die den Baukörper auf dem Grundstück frei stellt, ihn dergestalt der Straße an-

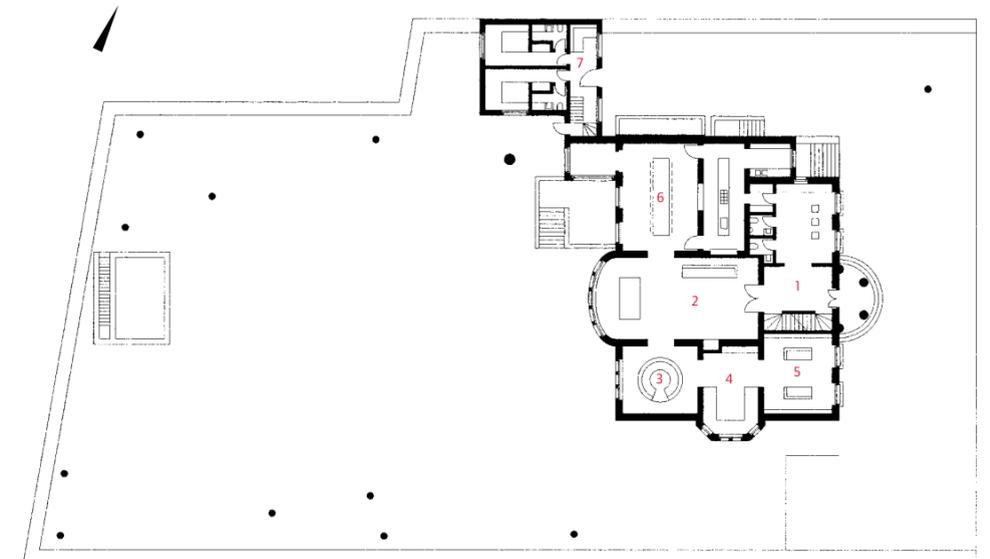
nähert und ihn doch auch wieder entrückt dastehen lässt. Deutet unter dem Säulenportikus noch nichts darauf hin, was einen drinnen erwartet, findet sich doch hier der Eingang in eine Welt der Inszenierung: Man tritt ein in einen Raum, der bis auf die Grundmauern fast ganz entkleidet ist und in seiner Formen- und Detailsprache auf äußersten Kontrast zur historischen Hülle setzt. Der Empfang ist bis auf weiteres leer geräumt, die Garderobe mit ihren schwarz gebeizten Schiebetüren setzt in dem weißen Raum neben dem Dunkelgrau des Natursteins den einzigen Farbakzent. Eine schlichte Tür führt in den Wohnbereich, der für Zusammenkünfte mit Freunden und der Familie, mit Geschäftspartnern, Künstlern und Klienten genutzt wird. Anders als der Naturstein ist der gelaugte Dielenboden mit einer umlaufenden Fuge vom historischen Gemäuer abgesetzt. Auch hier weiße Wände. Bis auf einige mal da, mal dort, in jedem Fall geometrisch korrekt aufgestellte Designersofas gibt es in diesen Räumen wenig mehr, das nicht auf den ersten Blick zu erfassen wäre. Die Raumfolge setzt sich zur Linken mit einer Bar und dem Rauchzimmer fort und endet in dem Raum für eine Bibliothek. Ein Essbereich – hier können auch eigens engagierte Profis kochen – schließt auf der gegenüberliegenden Seite der Halle an.

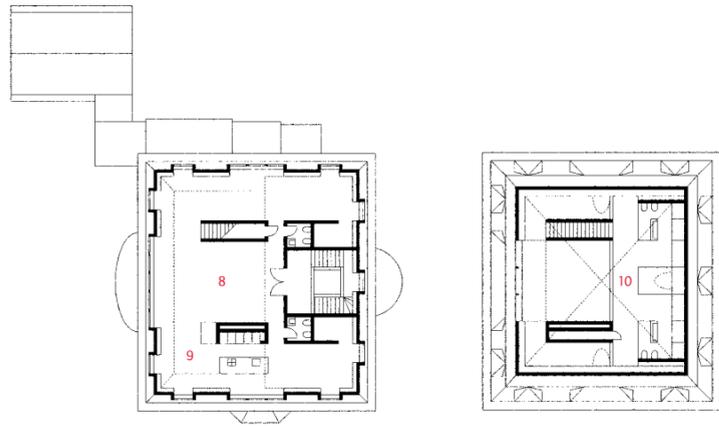


Außen und Innen stehen nach dem Umbau in extremem Kontrast. Für den Ausbau wurden nur ein dunkler Naturstein und gelaugte Holzdielen verwendet. Bis auf die schwarze Garderobe sind alle Oberflächen in Weiß gehalten.

Erdgeschoss im Maßstab 1:500

- 1 Empfang
- 2 Halle
- 3 Bar
- 4 Brasil
- 5 Bibliothek
- 6 Essen
- 7 Gästehaus
- 8 Wohnen
- 9 Küche
- 10 Schlafen
- 11 Fitness
- 12 Duschen
- 13 Whirlpool
- 14 Sauna



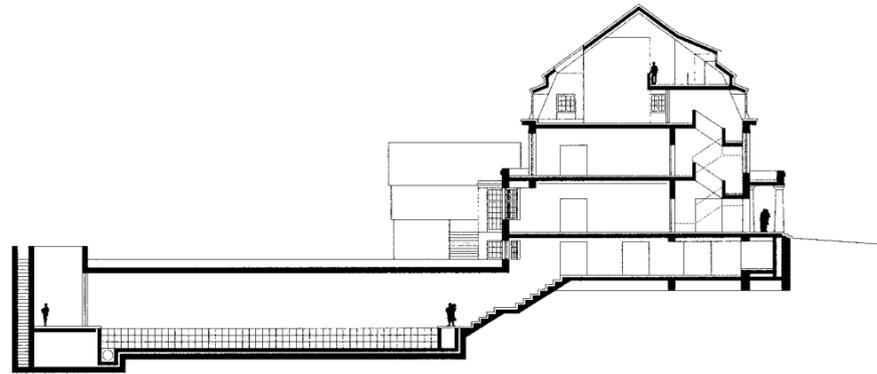


Eine Treppe führt in den Schlafbereich auf der Galerieebene. Der Wunsch nach separaten Badbereichen wurde mit zwei in den Ecken angeordneten Glasabtrennungen eingelöst: Duschen und „Toilette machen“ werden in diesem Raum intimer Nähe zu einer Angelegenheit spiegelbildlichen Handelns.

Grundriss 2. Obergeschoss und Galerieebene im Maßstab 1: 500

Die Privaträume des Bauherrn befinden sich ganzen oben im Haus, unter dem Dach. Genau genommen handelt es sich um eine Einraumwohnung, denn bis auf Küche, Kamin und Klosett gibt es keine abgeschlossenen Bereiche. Das vom Denkmalschutz geforderte Mansarddach galt es nur in seinem äußeren Erscheinungsbild wieder herzustellen. Die ausgeführte Stahlkonstruktion wurde aus Gründen der Raummaximierung gewählt und vereint Dachhaut, Tragwerk und Wand in einer Schicht, frei von Knicken oder Versprüngen, die einer konventionellen Mansarddachkonstruktion eigen sind. Um den hohen Raum ausreichend belichten zu können, wurde das Dach vis-à-vis dem Eingang großflächig geöffnet – eine der wenigen Konzessionen des Stadtkonservators. Das architektonische Konzept des Umbaus tritt hier überdeutlich zum Vorschein: Die Detailsprache, mit der alt und neu im Erdgeschoss kontrastieren, ist bekannt und beschränkt sich auf Materialwahl und Oberflächenbehandlung; die auf eine Schicht reduzierte Konstruktion des Dachstuhls hingegen trägt wesentlich zu einer artifiziellen Raumwirkung bei. Man befindet sich eben nicht in einem nachträglich ausgebauten Dach, dem neue Räume eingeschrieben sind, sondern in einer Kulissenarchitektur: Der Riss zwischen äußerem Erscheinungsbild und innenräumlicher Wirklichkeit könnte größer kaum sein, gerade weil die rekonstruierte Hülle und der auf seine Geometrie reduzierte Dachraum hier in einer Ebene miteinander verschmolzen sind. Dieser Eindruck verstärkt sich noch im Schlafbereich, oben auf der Galerieebene. Hier, unter dem Dach, steht man inmitten einer geometrisch idealisierten Welt, die dem irdischen Dasein schon etwas entrückt scheint. Wäre da nicht die weltliche Lust an der Eitelkeit (der eigenen und der des Partners), die mit zwei spiegelbildlich angeordneten Badbereichen befriedigt wird. Das architektonisch umgesetzte Motiv vom „Sehen und gesehen werden“ weckt in diesem Zusammenhang jedenfalls auch andere Assoziationen als die, dass man hier „mit Blick in den Garten duschen“ kann.





Und glaubte man im Dach schon den Höhepunkt des Hauses gesehen zu haben, erfährt die Inszenierung von Raum im Untergeschoss eine nochmalige Steigerung: Eine schmale dunkle Treppe führt hinab in einen Wellnessbereich, der sich unterhalb des Rasens mit einer 25 Meter langen Schwimmbahn bis ans Ende des Grundstücks erstreckt. Am Ende dieses Tunnels lässt sich eine raumhohe Schiebetür, deren Dimension sich aus der maximalen Scheibengröße von 3 x 4 Metern ergibt, per Knopfdruck öffnen. Langsam nur fährt dann die gut eine Tonne schwere Tür zur Seite, und wenn die Scheibe mit einem satten Klack in der Endposition angekommen ist, erwartet man eigentlich Dr. No, der mit seiner Katze im Arm auf der Treppe, die vom Garten in den versenkten Patio führt, erscheint.

Der Erker, der die Tribünenempore überspannt, verdeutlicht einmal mehr, welch ein Aufwand betrieben wurde, um räumlich einen Effekt zu realisieren. Dem kann man sich nicht entziehen, und beeindruckend ist der Raum allemal, aber gerade weil es hier, wie im Dach auch, nicht um konstruktive Ehrlichkeit oder Fragen von Authentizität geht, wünschte man sich hinsichtlich der Detaillierung und Ausführung ein gewisses Mehr. Es fehlt der letzte Schliff, der den Effekt zum Luxus macht.

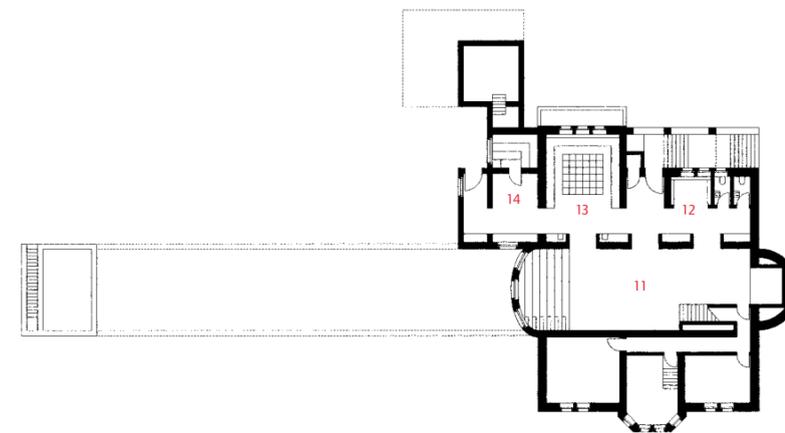
Eine Antwort auf die viel grundsätzlichere Frage „Wie lebt es sich in solchen Räumen?“, die sich beim Gang durch das Gebäude stellt, ist ein Jahr nach Fertigstellung noch nicht erkennbar. Allein schon das Ausmaß an Wohnfläche – 1300 Quadratmeter für vier Personen – stellt erhebliche Anforderungen an die Einrichtung: Man ist daher geneigt, in Extremen zu denken – entweder man schmeißt alles raus und eröffnet sich damit eine riesige Spielwiese, oder man räumt das Haus richtig voll und gibt den einzelnen Bereichen eine räumliche Bestimmung. Denn so groß das Platzangebot ist, so unbelebt ist der Raum, solange er unangestastet bleibt.

Die Frage, inwieweit die Architektur, die vom Bauherrn oft radikaler gewünscht war, als vom Architekten gedacht, zum Wohnen taugt oder nur in der Inszenierung auflebt, wird sich vermutlich nur durch weiteres (Sich-)Ausprobieren beantworten lassen. Insofern passen die Räume dann doch wieder: als Bühne, die mal allein, mal zu zweit oder auch im großen Kreis bespielt werden kann. Aber nicht muss.



Lichtflächen kontrastieren mit dem Naturstein an Wand und Boden. Sauna, Pool und Duschräume liegen an einem Gang mit Pflegeischen.

Schnitt und Grundriss Untergeschoss im Maßstab 1:500.
Fotos: Lukas Roth, Köln



Zu unserer Architektur Wenn man als Architekt mit Bauherren zu tun hat, fällt auf, wie schwierig es ist, sich über Architektur zu verständigen. Im Zeitalter „paralleler Welten“ ist unsere Welt nicht unbedingt die Welt der Bauherren. Hinter all dem ausgesprochenen und dem unausgesprochenen Wollen der Bauherren steht der Wunsch nach Berücksichtigung ihrer Identität. Wir bemühen uns, die Realität der Bauherren anzuerkennen und ihre Sehgewohnheiten ernst zu nehmen, wodurch sie ihre Angst verlieren, dass ihnen etwas Fremdes übergestülpt wird. Mitunter öffnen sich dann Möglichkeiten, die vorher verschlossen waren. Wir hatten das Glück, in relativ intakten, identitätsstarken Umgebungen beginnen zu können. Am Anfang einer jeden Bauaufgabe galt es vor allem dahingehend Überzeugungsarbeit zu leisten, dass sich die Bedürfnisse der Bauherren nicht wesentlich von denen ihrer Eltern unterscheiden und dass der in der Gegend hundertfach vorhandene und von den Eltern bewohnte Haustyp nicht nur sehr tauglich ist, sondern auch schön. Im Grunde sind alle Häuser, die wir gebaut haben, „alte“ Häuser. Keines der Projekte benutzt etwas, das nicht schon bekannt wäre. Die Arbeit liegt im Suchen nach den angemessenen Themen und der richtigen Kombinatorik. Wir haben Sympathie für die gelassene Anonymität und den diskreten Komfort, die man an alten Häusern findet, wo die Architektur im selbstverständlichen Gebrauch aufgeht, um nicht zu sagen: verschwindet. Wir schauen gerne auf das, was andere vor uns gemacht haben und versuchen, das Lebendige daran für uns nutzbar zu machen. Bis jetzt stellte sich uns noch keine architektonische Frage, für die es nicht schon gute Antworten gäbe. Oft arbeiten wir daher länger an der richtigen Frage als an der passenden Lösung. Die eingesetzten Mittel sind nüchtern, aber wir vermeiden die Ästhetisierung von Nüchternheit. Wir schätzen den gegenständlichen Charakter von Architek-

tur ebenso wie eine solide und alterungsfähige Materialität und Verarbeitung. Wir versuchen die Mittel des Projekts zu reduzieren, aber was unterschiedlich ist, machen wir nicht um jeden Preis gleich. Wir sind nicht um das Neue in der Architektur bemüht, vielmehr ist es uns ein Anliegen, Architektur in den normalen Gebrauch zurückzuführen. Bei Oswald Mathias Ungers haben wir die Architektur als geistige Disziplin kennen gelernt, die „Thematisierung der Architektur“ und die Architektur als Sprache; eine Sprache, die im kollektiven Gedächtnis wurzelt und die sich als kollektiver Besitz fortwährend aktualisiert. Was gedacht und gefühlt wird, wird in Sprache kommuniziert. Worte und Syntax haben einen hohen Grad an Permanenz, was die Verständlichkeit sichert. Bei Adolf Loos und Josef Frank haben wir gelernt, dass in der Architektur der Mensch und nicht unbedingt die Kunst das Maß aller Dinge ist. Loos scheint in Wort und Werk sagen zu wollen, dass das Bauen eine soziale Angelegenheit ist, die auf dem Boden der Geschichte, der Architekturgeschichte wie auch der persönlichen Geschichten, stattfindet. Er betont den evolutionären Charakter der Architekturgeschichte, bekämpft das Ornament, wo es hohle Phrase ist, „erträgt“ es aber auf seinen Schuhen, weil diese von der Sprache des Schusters künden. Er vermag zu unterscheiden zwischen seiner eigenen Wirklichkeit und der des Schusters. Gleichwohl akzeptiert er beide, auch deren Ungleichzeitigkeit. Er findet „seine Zeit schön“ und möchte „in keiner anderen Zeit leben“, aber er respektiert, dass Gegenwart und Zukunft mit Vergangenheit verwickelt sind. Den daraus resultierenden Widersprüchen gibt er in komplexen Kompositionen Form, eine mögliche Form. Diese Form ist stets bemüht, mit dem Neuen, das sie einführt, sensibel zu bleiben, auch für das Alte, das noch wertvoll ist. Diese Haltung des „Sowohl-als-auch“ scheint uns als Ausgangspunkt noch immer aktuell zu sein. *Guido Lohmann*

Häuser Sohns und Hoffmann

Wiersdorf und Trittenheim

Architekt:

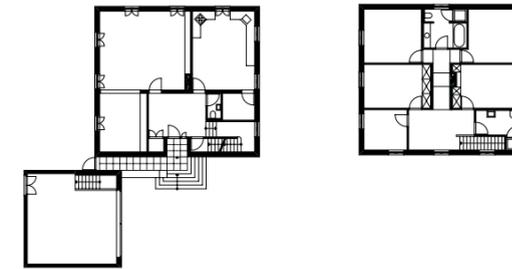
Johannes Götz, Köln

Mitarbeiter:

Guido Lohmann, Köln (Haus Alwin

Sohns); Michael Garçon, Bitburg

(Haus Hoffmann)



Variationen eines Themas: Mit Halle, Oberlicht und einer angedeuteten Wandbekleidung ist jedes Haus von einem spezifischen Motiv bestimmt.

Grundrisse im Maßstab 1:500.
Fotos: Jan Kraege, Köln



Das Haus Franz Sohns fällt durch ein regional geprägtes Formenrepertoire auf und enthält die wesentlichen Elemente von Johannes Götz' Architektur: Das formal reduzierte Haus hat Sockel und Gesims, betont noch durch ein Dach ohne Überstand; zusammen mit der Garage bildet die Gartengestaltung einen Hof; alle Details sind mit einfachen Materialien auf handwerklich hohem Niveau ausgeführt. Zentrales Motiv ist die Halle, die dem Haus mit einer offenen Mitte auf wenig Raum Großzügigkeit verleiht. Alwin Sohn, der dem Haus des Bruders zunächst äußerst skeptisch begegnet war, verkaufte schließlich sein eigenes Haus, um auch für sich ein neues planen zu lassen – möglichst ähnlich dem in Sichtweite gelegenen Haus von Franz sollte es sein. Anders als beim Vorgänger sind die Fenster direkt am Gesims und am Sockel angeordnet, um den Baukörper möglichst massiv und kompakt erscheinen zu lassen. Numerisch genau ist das quadratische Haus um das mittig platzierte Oberlicht zentriert.



Das Haus Hoffmann in Trittenheim an der Mosel ist eine Weiterentwicklung der Häuser Sohns. Für den Sockel wurde das regionaltypische Material Schiefer verwendet; aus ihm entwickelt sich auch die Treppe und die Fassade der Garage. Der Wohnraum wird durch eine Wandnische und einem auf Türhöhe umlaufenden Rahmenwerk bestimmt, mit dem – in sehr reduzierter Form – eine Wandbekleidung angedeutet werden soll. *PW*

